

Jugendliebe [Schluss]

Autor(en): **Vögtlin, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

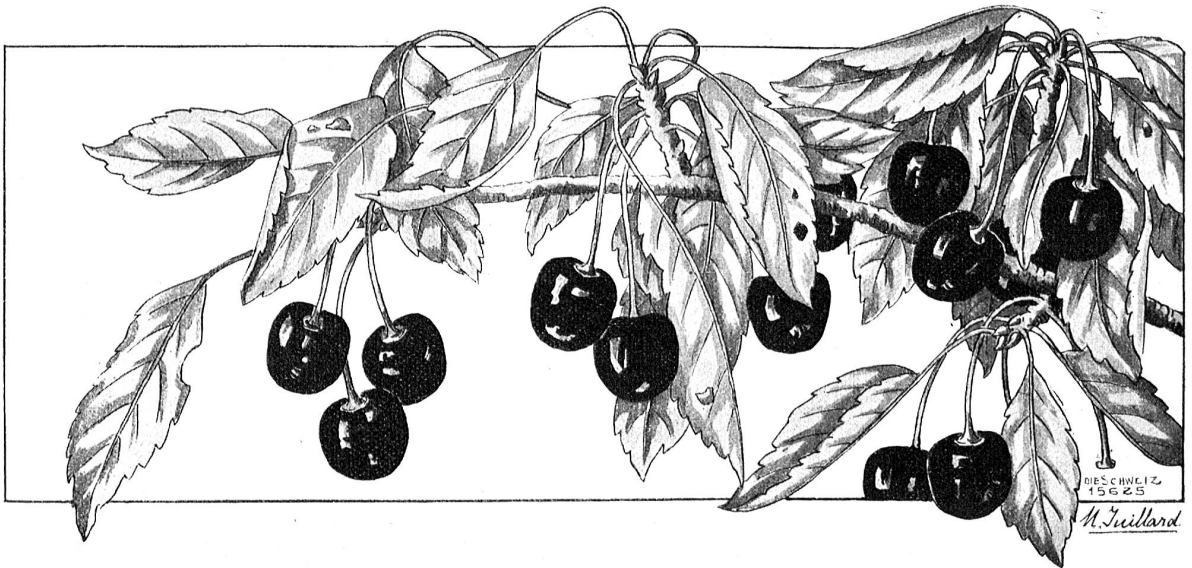
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573744>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



* Jugendliebe *

Novelle von Adolf Bögtlin, Zürich.

(Fortsetzung und Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Helene schaute immer noch in die Ferne. „O, wie schön ist die Nacht mit ihren tausend Gestirnen!“ sagte sie nun, indem sie sich an mich lehnte.

„Und in deiner Seele, ist da keines mehr?“ fragte ich ernst.

„Doch, doch!“ sagte sie schleunig und drückte mir leicht die Hand.

„Nun denn, so habe Mut! Ich sehe die Zukunft hell vor mir. Gibt's einen schöneren Beruf, als Gott und den Menschen zu dienen, so, wie wir es können, wenn das Amt uns heilig ist? . . . Und was das andere angeht: du wirst nicht hungern müssen! Die Liebe gibt Freude, und die Freude gibt Kraft. Das habe ich an mir erfahren. Wie wird es erst sein, wie werden sich meine Arme stählen und zu Taten recken, wenn sie dich, meine Seele, umarmen!“

Ich riß sie an mich und küßte sie auf den Hals, wo seine Haare sich kräuselten. Sie ließ es ruhig geschehen. Bald aber gab ich sie frei, da jenes erbärmliche Gefühl über mich kam, als hätte ich einem lieben Menschen in warmer Treue die Hand gedrückt, ohne daß der Druck erwidert wurde.

„Sage mir, Helene, ganz aufrichtig,“ drang ich nun in sie, „ganz aufrichtig: Hast du an diese letzten Dinge gedacht?“

„Ja, Paul!“ hauchte sie, und, wie um sich zu rechtfertigen, fügte sie hinzu: „Die Frauen müssen die nächstliegenden, sogenannten kleinen Dinge ins Auge fassen, da die idealistischen Männer, deren Blick auf höhere Ziele gerichtet ist, insgemein darüber hinwegsehen.“

Mir ward im Herzen unwohl.

„Ach Gott,“ rief ich, „wie rasch macht das Leben euch mürr und klug! Wie leicht unterwerft ihr euch ihm, anstatt ihm Widerstand zu leisten und es zu nötigen, euch seine edlern Schätze zu weisen und so euren Ehrgeiz zu reizen! Weiß Gott, müßt' ich mich begnügen mit dieser elenden Scherelei ums tägliche Brot und dürfte nicht mein Denken und Handeln in den Dienst der Veredelung unseres Daseins stellen, ich ginge heute noch hin und hängte mir selbst den Mühlstein um!“

Und wieder umging uns das Schweigen der Nacht. Helene mochte wohl fühlen, daß die Verschiedenheit in unserer Sinnesart, wie sie eben ans Licht gekommen war, auf mich drückte. Sie saß geknickt da, als hätte sie eine Sünde begangen. In mir selber aber begann es zu kochen und zu grollen. Ich war doch nicht der erste beste. Ich hatte doch Energie bewiesen, war mit dem geistigen Rüstzeug, das andere erworben hatten, bloß um zu höhern Schulen zugelassen zu werden, gleich in die höchste Schule, das Leben, hinausgetreten und hatte mich wacker durchgekämpft, gearbeitet und erworben, sodaß ich jetzt unabhängig meine Studien beendigte — und nun stand ich vor den Augen meiner Geliebten noch als Schuljunge da! Das wollte mir denn doch nicht eingehen!

Helene sah mit angstvollem Blick zu mir auf. Tränen quollen ihr aus den Augen, und sie ergriff meine Hand, die ich ihr unwillkürlich entzogen hatte, und sagte mit zitternder Stimme: „Schilt mich nicht kleinmütig, wenn ich zu sehr an die Notdurft des Lebens denke! Von Vater und Mutter als Kind schon preisgegeben, von

meiner Beschützerin streng erzogen, von den reichen Verwandten in den Ansprüchen verzogen, kam ich beizeiten dazu, meine Existenz zu berechnen und unter die traurige Vormundschaft der Zahl zu stellen. Verzeih mir, Paul!"

Das war nun doch ein anderer Ton, und ich fand meine Fassung wieder.

"Nun gut," entgegnete ich, "ich wäre der letzte, der das Zählen und Rechnen verdammen würde — Gott selber verschwendet nichts! — allein die Zahl darf schon deshalb in unserer Lebensführung nicht die Rolle einer Tyranin spielen, der wir unbedingt zu gehorchen haben, weil in uns selber Kräfte leben, die wir nicht zählen und wägen, sondern bloß fühlen können. Ein hoher Mut und ein starker Wille sind mächtiger als alles Berechnen. Solange es gesunde Menschen gibt, wird deshalb die Ehe nie zum Rechenexempel herabsinken, sondern dies wird bloß das traurige, nicht beneidenswerte Vorrecht der seelisch oder körperlich Schwachen bleiben."

"Aber ich sagte dir ja, Paul, daß ich verwöhnt bin und mich kaum in die kleinen Verhältnisse einleben könnte, die das Leben auf Pfarrhöfen einengen. Ich könnte schon deshalb nicht die Dienstplicht einer Magd auf mich nehmen, weil ich nie schwere Hausarbeiten und nur die leichtesten in der Küche verrichtet habe."

"Das sollst du auch nicht, Helene! Allein wenn doch gerechnet werden muß, warum beziehst du denn nicht deine Musik- und Sprachkenntnisse in die Rechnung ein? Die wirft du doch nicht brach liegen lassen, sondern verwerten wollen!"

"Daran habe ich allerdings nicht gedacht," sagte sie lächelnd in die Ferne blickend, als hätte sie dort ein neues Land entdeckt.

"Soviel Liebe zum Fache und zur Sache wird dir geblieben sein . . . Oder glaubst du etwa, es sei eine Schande für eine Pfarrerin, mit dem Pfunde zu wuchern, das ihr Gott verliehen hat?"

"Glaubst du wirklich, Paul," — Helene lächelte wieder, als ob sie im geheimen einen unaussprechlichen, aber süßen Gedanken hegte — "daß eine . . . Hausfrau noch Zeit dazu hat?"

"Freilich, freilich! Und wenn nicht, sodann hab' ich zwei Arme und einen Kopf!"

Ich muß mich dabei aufgerichtet und die Arme gerade haben: Helene wich zur Seite, als hätte sie Angst vor mir.

Da ging am Haus hinter uns ein Fenster auf, und die Scheiterbeige knarrte. Wir spähten hin und horchten. Die Gestalten zweier Menschen ließen sich durch das feine Gezweig der Baumkronen wahrnehmen. Und jetzt eine freie Mannesstimme und ein glückliches Wort: "Gute Nacht, Schatz! . . . Heut' über acht Tag' ist Hochzeit!" Dann das Geräusch eines wahrhaftigen Kusses;

über die Scheiterbeige herab kam's flink wie eine Katze, huschte nicht weit von uns vorbei und verschwand in einem Nachbarhause.

Mir entfuhr ein Seufzer: "Die Glücklichen!"

Da sagte sie: "Paul, wir müssen auf unsere Art glücklich werden, jeder auf seine Art, nicht?"

Ich war aufgesprungen und hatte unruhig ein paar Schritte hin und her getan. Sie zog ihr Mehrchen und stand ebenfalls auf, wobei ich ihr behilflich war.

"Ganz recht, Helene," entgegnete ich fest; "aber eines muß dabei sein, und das ist überall dasselbe."

"Was meinst du, Paul?" drang sie in mich.

"Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!" entgegnete ich.

"Paul," sagte sie in ängstlicher Verwirrung, "ich soll dich wohl nicht verstehen! Du sprichst in Rätseln zu mir, verbirgst mir deine Gedanken. Weißt du, das stimmt zu jenem Geheimnis, das du immer noch vor mir bewahrst!"

Da fragte ich unwirsch: "Wovon sprichst du?"

"Du wolltest es mir in einer verschwiegene Nacht erzählen."

"Ach, das plagt dich immer noch! Das ist echt . . ."

"Geh weiblich, meinst du wohl! Aber du selber verlangt doch von mir vollkommenes Vertrauen! Kann ich es erwidern, wenn ich deines nicht genieße?"

"Ja, du hast recht und sollst es einmal erfahren in einer verschwiegene Nacht, die ganz uns gehört, nicht dem Mond, nicht den Sternen, nein, wenn . . . alle Lichter gelöscht sind."

Da fragte sie nicht mehr weiter.

Wir kehrten, stumm geworden, zur Station zurück. Nach wenigen Minuten reichte mir Helene aus dem Wagenfenster die Hand zum Abschied. Ich drückte einen Kuß darauf, nicht ahnend, daß es das erste und das letzte Mal sein würde.

Eine Träne fiel mir auf die Hand. Das Herz war mir voll, und ich rief ihr bewegt zu: "Heut' über ein Jahr bist du mein!"

Das Mondlicht lag auf ihrem Antlitz. Ihre Augen waren weit aufgesperrt und die Pupillen groß. Sie suchte sich zu einem Lächeln zu zwingen; aber es arbeitete schmerzlich um ihren Mund herum.

"Gott, sie glaubt nicht daran!" mußte ich mir sagen, als sie in die Nacht hinausfuhr, der Heimat zu.

Noch sah ich ihr weißes Tuch flattern; bald aber verschwamm das schwarze Viereck des hintersten Wagens mit der roten Signallaterne zu einem Punkte, und endlich löste sich auch dieser im weißen Duft der endlosen Rheinebene auf.

"Sie glaubt nicht daran!" Mit diesem quälenden Eindruck fuhr ich nach Hause zurück — — —

Wenn ich je an diese schöne Mondnacht zurückdenke, umwallt es mich wie ein Traum. Mir ist dann, als hätte ich mit meiner Geliebten jahrelang ein seliges Eiland im glänzenden Meer umschifft und von allen Seiten wunderherrlichen Einblick in paradiesische Schluchten mit schattenden Fruchtbäumen und glitzernden Bächen und blühenden Wiesen gewonnen und einen hohen schimmernden Tempel gesehen. Von allen Seiten war es ein gleich wunderbares und verheißungsvolles Eiland. Wir wollten zusammen hingehen, um das Heiligtum zu betreten, der Göttin zu opfern und ihren Segen zu ersehen; allein wir konnten keine Landungsstelle finden. Als ich dann ins Meer sprang, um schwimmend das Ufer zu erreichen und zu erklettern — siehe, da blieb die Geliebte allein im Schiffe zurück, und die Wogen trieben sie hinaus, immer weiter hinaus ins unendliche Meer, wo sie mir entchwand“

Der Pfarrer hielt inne. Szene aus seiner Jugend mit fühlendem Herzen nacherlebte, viel tiefer, als er es schildern konnte. Freund Ehrhard erhob das Glas und stieß mit ihm an: „Paulus, es leben die Gefühle der Jugend!“ und die Gläser klangen zusammen.

Nach einer Weile fuhr er fort: „Was ich nun noch zu beichten habe, wäre in ein paar Worten gesagt, wenn ich nicht die Ueberzeugung hätte, mein ferneres Verhalten gegenüber Helene bedürfe vor euch noch einer Rechtfertigung von innen heraus, die schwer und kaum zu geben ist, wenn der Zuhörer nicht Ähnliches erlebt hat. Vielleicht aber sind solche Erfahrungen doch allgemeiner, als ich annehme.“

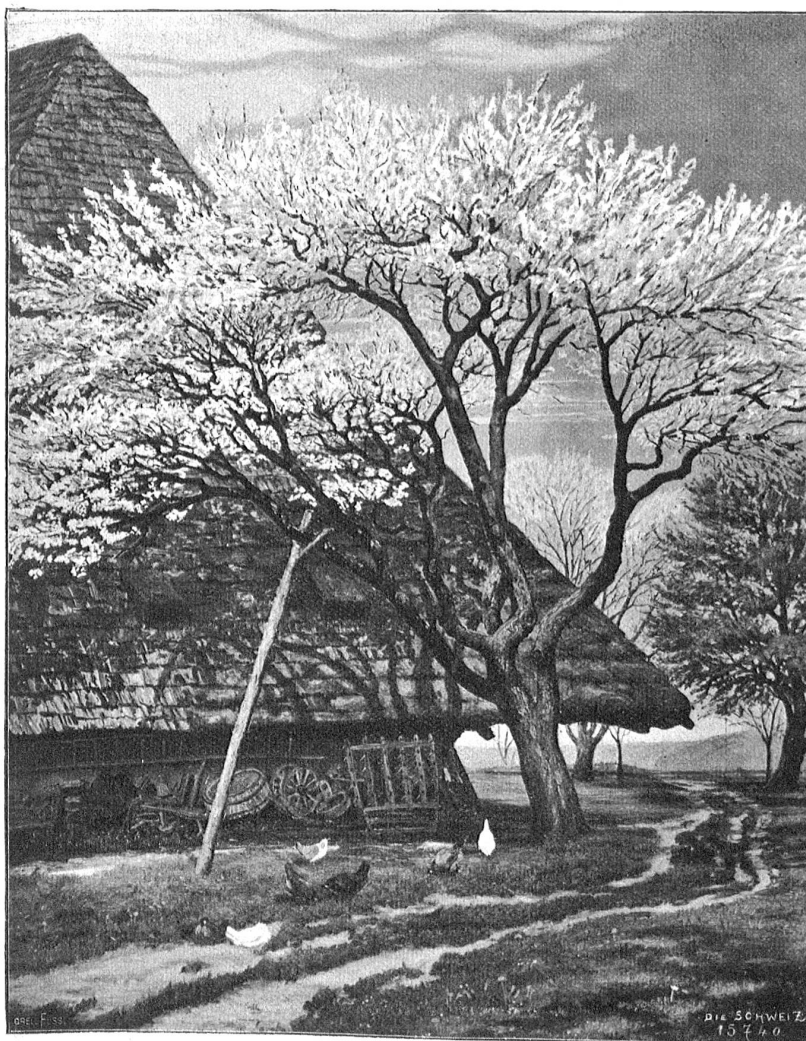
„Nicht daß mich,“ erzählte er nach einer kleinen Pause weiter, „die Entdeckung von Unerwartetem und Seltsamen im Verhalten Helenens entmutigt hätte, nein, ich gab meinem Köpfelein nur häufiger die Sporen, damit es mich so rasch als möglich ans Ziel bringe und irgendwo auf einem auskömmlichen Pfarrhof absetze. Ich nahm

mir von Basel aus, wohin ich zum Abschluß meiner Studien übersiedeln mußte, nicht einmal Zeit, Helene in Genf zu besuchen, obgleich sie mir den Wunsch ihrer Verwandten, mich näher kennen zu lernen, übermittelte. Als sie nach England zurückgekehrt war, steckte ich so bis über den Kopf in den Vorbereitungen zur staatlichen Prüfung, daß ich kaum mehr ans Briefschreiben dachte. Dafür wollte ich die Geliebte dann aufs herrlichste überraschen. Alles gelang mir nach Wunsch. Kaum war mir die Ordination erteilt worden, so konnte ich hier auch schon die Probepredigt halten, der die Wahl als Stadtpfarrer auf dem Fuße folgte.

Als ich nach jener Predigt, worin ich über die Forderungen der Ehe sprach, die Kirche verließ, kam eine schwarz gekleidete, etwas gebeugte, aber doch noch munter schreitende Frau auf mich zu und ergriff mich bei der Hand.

„Paul, Paul! Diese Stunde war die höchste Freude meines Lebens!“ rief sie und sank mir schluchzend an

Ich sah, wie er diese



Blühender Apfelbaum. Nach dem Gemälde von Gottfried Herzig, Melenbach.

die Brust. Ihre Hände bebten. Ich führte sie unter die Binde dort und hieß sie sich setzen. Ich umarmte und küßte sie: „Wir haben uns lange nicht mehr gesehen, Mutter!“

„Zu lange, Paul!“ sagte sie weinend. „Doch ich bin schuld daran.“

„Klage dich nicht an, Mutter! Deine lieben weißen Haare müßten mich sonst Verbrecher schelten.“

Noch am selben Nachmittag besprachen wir die Uebersehung, deren Kosten meine Mutter freiwillig auf sich nahm, sowie sie auch die Schulden tilgte, die ich im letzten Semester hatte machen müssen. Ihr herzliches Entgegenkommen machte mir den Entschluß, sie zu mir zu nehmen, um ihrem Lebensabend noch ein bißchen Sonne zu geben, recht leicht, und wir lebten nun noch einige Monate traulich zusammen. Ich verbarg mein Verhältnis keineswegs; aber sie hütete sich wohl, etwas gegen meine Verbindung einzuwenden, sah dieser vielmehr mit geruhigem Sinn entgegen. Nur einmal spielte ihr das Temperament einen Streich, als ich ihr einen Brief von Helene zeigte, worin sie ziemlich weitläufig von ihren Folklorestudien sprach. Sie schüttelte den Kopf und sagte: „Ich werde nicht klug aus dieser Art Liebesbrief . . . Ich will aber nichts gesagt haben!“

Sie sagte freilich nichts; aber sie handelte, und zwar so ganz innerhalb der Grenzen besorgter Mütterlichkeit und mit so echt weiblicher Methode, daß ich erst im Laufe der letzten Jahre, die mich einigermassen lebenskundig machten, ihre Absichten durchschaute. Sie lud zuerst eine junge reiche Base von mir zu sich ein, dann zwei und drei Basen und endlich auch deren Freundinnen, sodaß es mir an Sonntagnachmittagen manchmal vorkam, als sei unser ganzer Pfarrhof voller Lachtauben und blühe es im Garten von Blumen aller Arten, während anderer Leute Blumenbeete im Schnee oder sonst brach lagen. Da wurde gelesen, gespielt, gedichtet, musiziert und rezitiert, daß es eine Lust war und mein Herz, das doch an so alte Geleise gewohnt war, manchmal darüber hinaus hüpfen wollte. Namentlich weckte die Tochter unseres Stadtpräsidenten, die bei allen wegen ihrer Verträglichkeit und Herzengüte und ihres stets heitern Sinnes beliebt war, mein Wohlgefallen in dem Maße, daß es mir selber auffiel. Maria hieß sie, und ihr Gemüt war so hell und schön wie ihr Name. Wann seh' ich sie nicht vor mir? Wann seh' ich es nicht, wie das Goldlicht ihrer Augen, wo sie stand, wohin sie kam, mit wem sie ging und sprach, allüberall Heiterkeit verbreitete, wie es sonnengleich in meinem Haus aufging, als wäre die blumenbekränzte Freude selbst bei mir eingelehrt! Meiner Mutter mag es nicht entgangen sein; allein sie hatte sich ja vorgenommen, „nichts zu sagen“. Doch sah ich wohl, wie ihr sterbendes Herz sich an dieser Sonne wärmte.

Als sie dann nach einer schweren Erkältung bettlägerig wurde und nicht mehr aufstand, dankte sie mir manchmal für das schöne Ende, das ich ihrem Leben bereitet habe, sagte, sie könne nun befriedigt sterben, da sie meinetwegen ruhig sei. Ich wußte nicht, wie sie das meinte. Aber noch kurz, bevor ich ihr die lieben Augen für immer schloß, wiederholte sie das und lächelte dabei.

Ich zögerte nun nicht mehr lange, sondern schrieb, bald nachdem ich die Mutter begraben hatte, an Helene einen Brief, worin ich sie bat, die nötigen Vorbereitungen zur Hochzeit zu treffen.

Da erhielt ich eine Antwort, die mich niederschmetterte und meine Seele umtrieb, daß sie nicht mehr wußte, wo aus noch ein. Helene dankte mir für meine Liebe und Treue und sprach die Hoffnung aus, in einigen Jahren mir ganz angehören zu dürfen. Vorerst gelte es nun, die wissenschaftlichen Studien, die sie unternommen, zu Ende zu führen. Zu diesem Zwecke begeben sie sich nächstens an ein großes amerikanisches Institut, wo sie neben einer sehr einträglichen Jahresstelle genügend Zeit zu selbständigen Studien in Folklore im allgemeinen und zur Erschließung der Hiawatha-Sagen im besondern habe. Von einer so zeitigen Eheschließung könne ja ohnedies nicht die Rede sein, da sie sozusagen nichts besitze und für eine ordentliche Aussteuer besorgt sein wolle, um nicht als Bettlerin in mein Haus einzuziehen zu müssen.

Was wollte sie denn? . . . In die Ehe gehen, um ein Dasein für sich zu führen? Wollte sie neben mir stehen und sich ihre eigene Bahn durch das feindliche Gebiet des Lebens brechen, anstatt daß sie sich hinter mich stellte, um im Notfalle, wenn ich im Kampf ermüdet wurde und zu unterliegen drohte, jene nie versagenden frischen Hilfsstruppen an mich abzugeben, die des Weibes Achtung, Vertrauen und froher Sinn und frischer Reiz nun einmal für den Mann bilden, von Ewigkeit zu Ewigkeit?

Wenn sie aber ihre Kraft, ihre Frische und ihr frohes Herz im persönlichen Kampf selbst aufzehrte, stand ich nicht da wie Uli Kotach? Vor mir die drohende Schar der Feinde, hinter mir die brennende Hütte?

So alt war ich geworden, um zu wissen, daß die Sehnsucht nach der Vereinigung mit dem geliebten Wesen das sicherste Kennzeichen der Liebe ist. Darum drangen mir denn Helenens Worte wie ein kalter Stahl ins Herz und zerschnitten jählings das Band, das, wie ich so sicher geglaubt, uns unauflöslich miteinander verbunden hatte. Wochenlang irrte ich in qualvollen Zweifeln herum und fand meine Ruhe nur in der Ausübung der strengen Pflichten, von denen ich weiß, daß sie mich der Haltlosigkeit und dem Wahnsinn entrißen. Dann sah ich immer Rosen auf meinem Schreibtisch, die von allen Seiten hereingeschneit kamen, kleine Geschenke mit freundlichen Widmungen, die mir dankten für diese und jene



Studienkopf (zur Figur der „Gerechtigkeit“).
Nach dem Gemälde von Paul Robert, Ried bei Biel.

Predigt, für diese und jene Hochzeits-, Tauf- und Begräbnisrede. Das alles, so geringfügig es euch erscheinen mag, verflocht mich mit tausend unsichtbaren Fäden mit meiner Gemeinde und mit dem Leben, das ich eine Zeit lang um ein Geringes weggeworfen hätte. Aber ich weiß auch, daß ich gerade in jenen Wochen und Monaten, da ein herber Schmerz meinen Geist in die Tiefen des Daseins führte, die Gemeinde in meinen Predigten zu wahrer Andacht hinriß und mich in ihre Herzen hineinredete, aus denen ich seitdem nicht mehr verstoßen worden bin.

Da geschah etwas Unerwartetes, das meine ganze Existenz, in der ich mich wieder sicher fühlte, ins Wanken brachte. Als ich eines Winterabends Maria aus der Schauspielübung — wir studierten eben den „Wilhelm Tell“ ein — durch einen furchtbaren Schneesturm nach Hause begleitete, blieb beim Abschiednehmen ihre weiche warme Hand in der meinen einen Augenblick hängen. Darauf schritten wir noch einige Male vor der Haustür auf und nieder; dann standen wir unter dem großen Birnbaum neben dem Hause, wo man bereits die Lichter löschte, still, und mitten in der schaurig kalten Nacht ging uns ein Feuer auf, dessen Flammen uns verschlangen. Nie in meinem Leben hatte mich ein solches Wohlgefühl und solche Herzensfreude durchströmt.

„Geliebt um deiner selbst willen,“ jubelte es in mir, „nicht um deines Rockes, nicht um deiner Feder willen!“ Und als ich sie fragte, ob sie entbehren könne, sagte sie in stiller Entschlossenheit: „Dich will ich, mit allem Glück und allem Elend, was uns das Schicksal bescheren mag; denn ich glaube an dich!“

Ihr Pelzmützchen flog in den Schnee. Ich setzte es ihr auf, und immer wieder lag es im Schnee, und dann gab und nahm ich einen Kuß, dessen berausende Seligkeit ich euch nicht zu schildern brauche.

Wie wohl ward mir doch, wenn ihr Atem mich berührte, wenn ihre lebenswarme Hand die meine faßte und drückte! Wie dem Ackerfeld, das die weichen Frühlingswinde pflügen, alle Erstarrung lösend, jede Wurzel zum Schaffen anregend. So war mir, und so blieb es. Mein ganzes Dasein wurde in seinen Gründen umgestaltet. Wo ich hinsühlte, war Leben und Bewegung, und alles in mir und an mir drängte danach, sich dem geliebten Wesen mitzuteilen, in diesem auf- und unterzugehen, seine Auferstehung in neuen, herrlichern Formen ahnend. . . Doch, ihr wißt das alles ja ebenso gut wie ich, da ihr geliebt habt!

Ich legte vor meinem Gewissen Rechenschaft ab und teilte meinen Kummer einem Freunde mit. Der riet mir, beinahe entrüstet, ich solle ja nicht an einen Bruch mit Helene denken, da ich ihr mein ganzes Jugendglück zu danken habe.

Als ich Helene die neue Begebenheit meiner Seele mitteilte, da war mir wohl, so wohl, als hätte ich eine Last, die ich vierzehn Jahre lang getragen, auf Geheiß eines Mächtigen plötzlich ablegen dürfen.

Helene's Antwort war von Wehmut erfüllt und schloß mit den Schillerschen Worten: „Die Blume ist hinweg aus meinem Leben, und kalt und farblos seh' ich's vor mir liegen!“ Allein sie enthielt auch die bittere Anklage, ich hätte sie unglücklich machen wollen, es sei von Anfang an meine Absicht gewesen und sie mache deshalb keinen Versuch, mich an sich zu fesseln.

Das Unglück macht die Menschen ungerecht. Ich grollte ihr nicht wegen des schändlichen Verdachts, den sie gegen mich ausgesprochen, war vielmehr sicher, daß sie ihn von selbst zurücknehmen würde, sobald das Gleichgewicht zwischen Denken und Empfinden bei ihr wieder hergestellt war. Auch das in die Anklagen eingestreute Bekenntnis, sie habe mich in letzter Zeit feuriger zu lieben begonnen, ließ mich umsoweniger an der Rechtmäßigkeit meiner Handlungsweise und der Notwendigkeit unseres Liebesabbruchs zweifeln, als mich ein einziger Augenblick des Liebesglücks darüber belehrt hatte, daß ich vierzehn Jahre lang in einem Scheinglück gelebt. Im Dämmerlicht hatte ich so lange stehen, warten und träumen müssen, bis mir die Sonne aufging! Nach dem Leben in der Einbildung, die so viele Jahre lang meine Nerven anspannte, endlich ein erfrischendes Bad in der Wirklichkeit, das Leib und Seele durchschauerte wie die vorweggenommene Stunde der Erlösung!

Daß es so spät erst kam, will ich nicht bedauern, meine Freunde. Nein, freuen will ich mich bis zum letzten Atemzug, daß das Glück, das wahre Glück, dann endlich kam und ein Duzend Jahre bei mir weilte. Ich darf nicht einmal sagen: nur ein Duzend, da ich, seiner Fülle noch heute dankbar bewußt, es nicht nach seiner Dauer schätzen mag. Und dann hat es mir“ — Paul nickte mit dem Kopf den Kindern im Garten zu — „drei liebliche Zeugen hinterlassen, die es mir zu jeder Stunde gegenwärtig machen und neu erleben lassen. . . Nein, meine Maria ist mir nicht gestorben. . .“

Des Pfarrers Augen füllten sich mit feuchtem Glanz. Ehrhard, der im Begriff stand, einen stillen Gedächtnis-trunk auf die Tote zu veranlassen, zog die Hand vom Glase zurück und wartete geduldig, bis der Erzähler sein wehmütig liebes Gedenken verwunden hatte und fortfuhr.

„Als ich dann mein liebes Weib mit einem vierten Kinde, das, kaum geboren, mit ihr starb, der Erde wiedergegeben hatte, war mein Entschluß, der letzten Bitte der Verstorbenen nachzukommen, ohne Bedenken gefaßt. Helene, die in unserm ersten Kind, wie ihr wohl bemerkt haben mögt, ihr leibhaftiges Abbild hat, sollte

gebeten werden, Mutterstelle zu übernehmen und zu mir zu ziehen. Meine Frau hatte es nämlich bei Lebzeiten dazu gebracht, daß wir vollständig ausgesöhnt wurden, ja, daß sie uns einmal besuchte.

Helenens Antwort auf meine Bitte traf sofort ein. Sie hatte inzwischen mit einer Freundin ein Institut gegründet und war nun der beständigen großen Aufregung und Verantwortung müde geworden. Ein ruhiger Posten in der Nähe des alten lieben Freundes war ihr angenehm. Sie gestand mir auch, daß sie mein Verhalten nachträglich begriffen und entschuldigt habe, indem sie selber von einer leidenschaftlichen Liebe zu einem Manne ergriffen worden sei, einem Ingenieur, den ihr leider ein furchtbarer Unglücksfall unmittelbar vor der anberaumten Hochzeit jählings entrißen habe. Sie schreibe mir das, damit ich, wenn sie in mein Heim ziehe, nicht über die ergraute Frau erschrecke. „In jener Zeit,“ lautete eine Stelle in ihrem Brief, „ist mir klar geworden, daß es mit uns so kommen mußte. Wir liebten unsere eigenen Gedanken, Gefühle und Vorstellungen, mit denen wir in der Phantasie jedes das andere umgaben, aber nicht die Person des andern. Es war eine Jugendliebe, wie viele meiner Freundinnen sie erlebt haben; sie mußte das Ende nehmen, das sie fand und das sie wahrscheinlich viel früher gefunden haben würde, wenn wir uns nicht so lange Zeit hindurch auf Distanz geliebt hätten. So darf ich es denn wagen, die alte Freundschaft in jenem schwesterlichen Sinne aufzunehmen, der unserer Liebe von jeher das Gepräge gab, und zögere nicht, Ihrem Ruf zu folgen. Die Lieblosungen der hohen Freude und die Peitschenschläge des tiefen Leides haben mein Herz lebendiger und reicher gemacht. Ich verspreche Ihnen, den lieben Kindern, die Sie mir anvertrauen wollen, soviel davon zu geben, als ich mir in den Jahren des Lebens gerettet habe . . .“

Wenn noch ein Hauch von Unruhe mein Gewissen trübte, so wurde er durch dieses offene Bekenntnis gründlich verweht. Und der Verkehr zwischen uns, der ein ganz freier und unbefangener geworden und geblieben ist, hat Helenen recht gegeben. Und nun mag in späten Tagen einmal ihre Ahnung, die sie in Genf beim Anblick des uns trennenden Leichenzuges besiel, in Erfüllung gehen und wir erst im Tode zusammenkommen, dort drüben auf dem Friedhof . . .“

„Ja,“ unterbrach den Erzähler jetzt Freund Ehrhard, „du brauchst vor uns keine Verteidigungsrede zu halten! Wären unsere Taschen mit Steinen angefüllt, wir dürften keinen nach dir werfen, sintemal wir beide gleiche Sünder sind wie du. Es ist nun einmal so. Der Knabe liebt im Mädchen das anders Geartete, seine Zuneigung gilt dem andern Wesen, nicht dem andern Geschlecht.

Kommt er dann als Jüngling in die Welt hinaus und bleibt der Jugendgeliebten treu, so liebt er immerfort das alte Wesen, das inzwischen ebenso gewaltige wie geheimnisvolle Veränderungen durchgemacht hat. Diejenigen Neigungen und Charaktereigenschaften aber, die aus den körperlichen Erneuerungen und Umgestaltungen und den eigentlichen Lebenserfahrungen hervorgehen, die also das spezifisch Weibliche bedingen, sind ihm durchaus fremd. Und so lebt er, vielmehr als sie, in einer Welt, die sich aus jugendlichen Illusionen zusammensetzt. Kein Wunder, daß eine solche Welt wie ein Kartenshaus in Trümmer fallen muß, wenn eines Tages die eiserne Wirklichkeit mit stürmischer Gebärde an sie herantritt und von ihr gebieterisch die Befriedigung bedingungsloser Bedürfnisse verlangt . . . Die Elemente, welche die Natur uns ins Blut gemischt hat, bringen ihre Formen in Herz und Kopf ebensowenig in den Kinderjahren zur Reife, als ein Baum im Frühling Früchte zeitigt. So erkläre ich mir den seltsamen und so oft als Treulosigkeit erschienenen Abfall von der Jugendliebe nach meinen Erlebnissen. Ich glaube, Freund Adolphus ist es nicht besser ergangen . . . Und dennoch soll sie leben, die Jugendliebe; denn sie ist nicht nur das untrügliche Vorbeugungsmittel gegen sittliche Verkümmern, sondern sie ist der Seele das, was dem Auge die Wolke, der Himmel, der Fluß, die Wiese und die Blumen, was Regentrübe und Sonnenhelle: sie macht seine Poesie aus. Darum soll sie leben!“

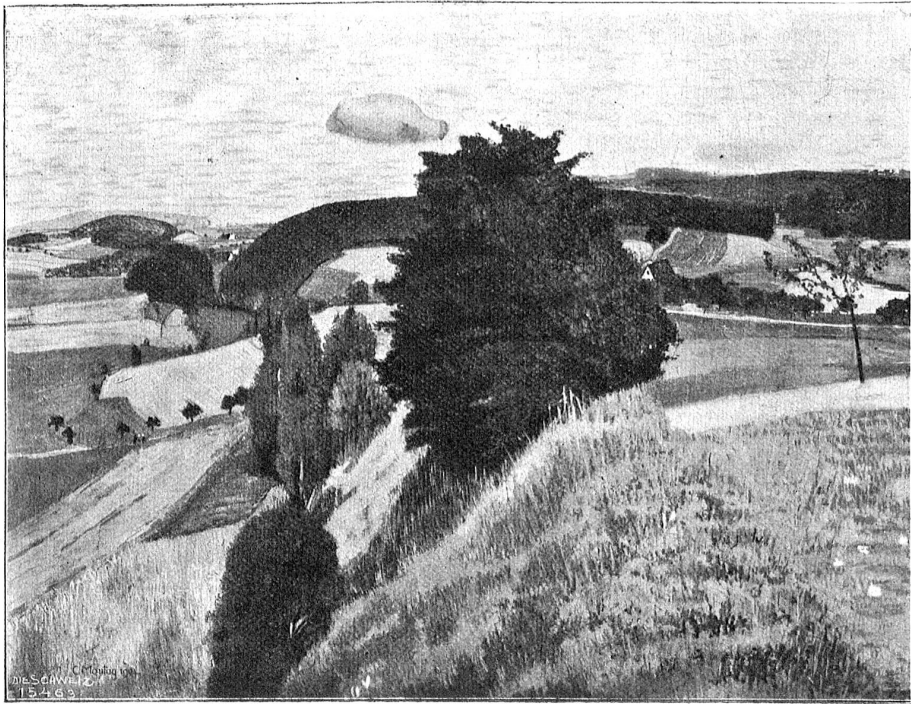
Wir ließen die Gläser neuerdings klingen und stießen mit freudigem Gefühl auf die Jugendliebe an, die uns vor Jahren einmal das Herz beinahe gebrochen hatte. So ist das Leben.

Wie wir in den Garten hinunterstiegen und uns mit den Kindern und ihrem neuen „Mütterchen“ vergnügten, will ich nicht erzählen. Die Hauswirtin war fröhlich und hatte den kleinen Schmerz, den ihr Ehrhards Begrüßung verursacht, längst verwunden. „Liebes Fräulein Helene“ nannte er sie zum Abschied, und sie drückte ihm frischweg die Hand.

Wie wir nun dem Fluß entlang durch die laue Sommernacht unserm Narwyl zuschritten, ließen wir die Jugendliebe des Pfarrherrn mit seinen einsamen Szenen an unserm Geiste vorbeiziehen. Wir lachten über den drolligen Einfall, mit dem er seine Erzählung eingeleitet hatte, mußten aber nachgerade doch zugeben, daß er uns damit den Schlüssel in die Hand gelegt habe, mittels dessen das Rätsel der Jugendliebe mit ihrem gewöhnlichen „tragischen“ Ende gelöst werden könne.

„Für mich freilich,“ warf dann Ehrhard schließlich ein, „bleibt das Naturspiel, das mich so überraschte, daß ich Helene als Frau Pfarrerin begrüßen mußte, immer noch etwas Wunderbares!“

„Sollte denn,“ entgegnete ich nun, indem ich die lange Dauer der Verbindung, die Innigkeit der Eindrücke, die zarte, beinahe nervöse Beschaffenheit Pauls ins Auge faßte, „sollte denn des Menschen Seele nicht treuer und besser sein als irgend ein gewöhnlicher Spiegel, in dem ein Bild ebenso rasch erlischt, als es darin aufglänzt? Ist sie nicht vielmehr einer wohl vorbereiteten empfindlichen Lichtbildplatte zu vergleichen, die keinen Schatten, kein Licht, keine Linie und keine Form aufzunehmen versäumt und sie



Sommerlandschaft. Nach dem Gemälde von Carl Montagu, Winterthur-Paris.

jahrzehntelang treu festhält, sobald sie nur einmal, von der Sonne beleuchtet, vor ihrer Zaubersfläche erschienen? . . . Und nun denke dir, Hans, Helene stand vor seiner Seele tage-, monate- und jahrelang, zweimal sieben Jahre und vernähelte sich mit ihr also, daß jede Hervorbringung aus seinem Innern notwendig einen Abganz, eine Zeichnung ihrer Erscheinung an sich nehmen mußte, daß sie, ganz im physischen Sinne, in allen Zellen seines Körpers wohnte! Ist es wirklich zum Verwundern, daß sein erstes Kind seiner ersten Liebe gleicht? Das Wunderbarste bleibt immerhin die Natur.“

Wir standen still und warfen einen Blick zurück nach

dem alten Städtchen, das mit seinen Mauern, Toren und Zinnen, mit seinen heidnischen Kriegs- und christlichen Friedentürmen, vielgestaltig gegiebelt, mit dunkeln Schatten und mondlichtschimmernden Flächen zu Füßen seines gewaltigen Schlosses lag, und eine glücklich stille Stimmung kam über uns, als hätten wir ein schönes Märchen erlebt, als hätte jemand ein Bekenntnis seiner Seele vor uns abgelegt, das uns mit ihm selbst befreite.

Beide hatten wir, vom Schicksalslied unseres Freundes unflüßtert, unsere eigene Jugendliebe wieder einmal nachträumen dürfen.



Aus Wicks Annalen, B. XIII*).

Ein wunderbarliche, seltsame geschicht, so geschehen ist in dem Appenzellerland, dardurch ein großer Rechtsbandel entstanden, und ist die urthel noch nit außgesprochen, wie jr hernach hören werden.

Es ligt ein Dorff, ist wol bekant
Nit weit von dem Appenzellerland,
Das wirt genant zur alten mauer,
Darinn sitzt gar ein reicher Paur,
Der hat ein matten, lag nit weit.
Inn einem wald zu seiner zeit
Nam er das höw und thets behalten

In ein schür und ließ Gott walten,
Biß in den winter, so er war kalt
Und das erdtrich trug mit gwalt,
So holt er das höw mit einem schlitten,
Als nach des selben landes sitten;
Da er hat gefürt ein ganzen tag,
Der straf nach das höw gerisen lag,

Wie es auch ryßt ab einem Wagen.
Nu loß ein jeder was ich sagen
Und was darnach weiter geschah:
Am Morgen, als der tag herbrach,
Ein Paur sein roß ließ auß dem stal
Ueber die trenckl wie ander mal;
Das kam ongeferd an das gespor,

*) Joh. Jakob Wid, Chorherr und Archidiacon am Großmünster zu Zürich (1522—1588), legte eine ungemein mannigfaltige Sammlung an von „Zeitungen“ d. h. Aufzeichnungen der ihm wichtig erscheinenden Ereignisse seiner Zeit, die nun in dreihundzwanzig Quart- und Foliobänden die Jahre 1560—1587 umfaßt und der Stadtbibliothek in Zürich angehört. Vorstehende

ergötliche Prosegeschichte danken wir der gütigen Uebermittlung durch Herrn Dr. C. Escher in Zürich. Eine feine Charakterisierung der reichhaltigen und z. T. amüsanten Annalen und ihres Verfassers bietet die Arbeit über die Wid'sche Sammlung von Nicarda Buch im Neujahresblatt der Stadtbibliothek Zürich auf das Jahr 1895.